Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 73 (1993)
Heft: 12

Buchbesprechung: Das Buch
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Das Buch

Anton Krättli

Anmerkungen zur Literatur

Aus der Tiefe der Hölle

In dem Buch aus Texten von *Birger Sellin* trifft der Leser immer wieder auf Wortzusammensetzungen, Bilder und Verszeilen, die man als originell bezeichnen könnte, diese Eigenschaft wortwörtlich zu verstehen. Hier haben Sprache und Sprachgebrauch die unverfälschte Frische des Ursprungs, der Entdeckung und darum auch des Staunens. Sich ausdrücken und mitteilen zu können ist für den, der diese Texte verfasst hat, ein Geschenk des Himmels. Birger Sellin ist Autist, ein junger Mensch, dessen Behinderung die Fachleute als Störung der Wahrnehmungsfähigkeit beschreiben. Gegen Ende seines zweiten Lebensjahres entfernte er sich innerlich von seiner Umgebung, von seinen Eltern, tauchte ab in eine Fremde, aus der ihn bis in sein Jünglingsalter kein Weg zurückführte. Seine Eltern hatten manchmal für Augenblicke das Gefühl, er beobachte, er verstehe sie vielleicht sogar. Aber er behielt sein abgeschottetes Wesen und spielte mit seinen Murmeln, deren genaue Zahl er zu kennen schien. Autisten können keine Kontakte zu ihrer Umgebung aufnehmen, sie wirken gänzlich in sich selbst zurückgezogen, und da sie sich nicht mitzuteilen vermögen, erwecken sie den Eindruck, als registrierten sie nichts von dem, was um sie herum vorgeht. Birger Sellins Buch widerlegt diese Annahme. Ein junger Mensch, seit seiner frühesten Jugend eingekerkert im eigenen Ich, von der Welt abgekapselt, scheinbar ohne jede emotionale Beziehung selbst zu den eigenen Eltern, findet zur Sprache zurück, und was er schreibt, zeugt von starkem Gefühlsleben, aber auch von der Einsicht in seine Situation, von der Entschlossenheit, sich zu befreien und aus seiner abgeschotteten Innenwelt auszubrechen. Das Instrument, mit dessen Hilfe Birger Sellin überraschenderweise die Sprache gefunden hat, ist der Computer; die Methode, die ihn dazu brachte, heisst *«facilitated communication»* und ist von der amerikanischen Sprachtherapeutin *Rosemary Crossley* entwickelt worden. Nur soviel dazu: Man muss dem Behinderten körperliche Unterstützung geben, seine Schreibhand stützen und ihm helfen, den Zeigefinger, mit dem er die Tasten drückt, zu isolieren.

Birger Sellin, dessen Botschaften aus dem autistischen Kerker auf diese Weise möglich wurden (sie sind unter dem Titel *«ich will kein inmich mehr sein»* als Buch erschienen), versteht sich selbst als Dichter[1]. Er hat nicht nur, knapp vor seinem zwanzigsten Altersjahr, die Sprache wiedergefunden; sein Verhältnis zu ihr ist unmittelbar, ist Staunen und Glück. Ob er sich im Alltag sprachlich zurechtzufinden sucht, ob er Briefe schreibt oder – was er oft tut – ob er sich im Gedicht ausdrückt, immer überrascht er uns durch Wortwahl und Bilder, die mehr sind als originell, nämlich primär, gefunden, der Freude am Sprechen entsprungen. Am 21. September 1992 dichtete Birger Sellin das folgende Lied:

ich dichte erst jetzt ein lied über die freude am sprechen
ein lied für stumme autisten zu singen in anstalten und irrenhäusern
nägel in astgabeln sind die instrumente
ich singe das lied aus der tiefe der hölle und rufe
alle stummen dieser welt
erklärt den gesang zu eurem lied
taut die eisigen mauern auf
und wehrt euch ausgestossen zu werden
wir wollen eine neue generation der stummen sein
eine schar mit gesängen und neuen liedern
wie es die redenden noch nicht vernommen haben
unter allen dichtern fand ich keinen stummen
so wollen wir die ersten sein
und unüberhörbar ist unser gesang
ich dichte für meine stummen schwestern
für meine stummen brüder
uns soll man hören und einen platz geben wo wir unter
euch allen wohnen dürfen
in einem leben dieser gesellschaft

Das Lied *«aus der tiefe der hölle»,* die *«Instrumente aus Nägeln in Astgabeln»,* Mauern aus Eis, die aufgetaut werden sollen, sind nicht geläufige, nicht im Sprachgebrauch verfügbare Bilder, weshalb wir sie vielleicht nur zögernd akzeptieren. Sie sind von einem Menschen, der seine jahrelange Verschlossenheit und Stummheit abgelegt und über die Tastatur des Computers zur Sprache gefunden hat, entdeckt oder erschaffen, nicht entlehnt und nicht nachgeahmt. Darf man seine Botschaften darum als Literatur, darf man sie als Dichtung verstehen? Literarität ist eine Qualität, die nicht allein im Text selbst ruht, sondern ebenso im Hinblick des Lesers; beides muss sich treffen, damit sie entsteht. Es kommt darauf an, ob wir Birger Sellins Texte aus der Sicht des Sprachtherapeuten, des Arztes oder beispielsweise des Literaturkritikers betrachten. Ein Mensch, der an der Schwelle zum Er-

wachsenwerden erst zur Sprache durchfindet und aus dem nun herausbricht, was während seiner ganzen Kindheit und Adoleszenz in seinem Ich eingemauert und gefangen war, ist jedoch in gewisser Hinsicht schon ein literarisches Ereignis. Man wohnt einer Eruption bei, einem Vorgang, der uns selbst erschauern lässt, wenn wir bedenken, wie sorglos und wie gleichgültig mit Sprache umgegangen wird und welch ein Wunder die Sprache für den Verfasser dieser Texte ist, der sich selbst als *«lebendig begraben»* und als *«kastenmenschen»* erfährt, sein Schreiben aber als Botschaft an das *«volk der oberwelt»* versteht.

Von Primärem und Sekundärem

Der Begriff des Sekundären setzt das Primäre voraus. Sekundärliteratur bezieht sich auf das Werk, das sie interpretiert und das ihr selbst infolgedessen vorausgehen muss. Aber aus diesem Tatbestand geht nicht zwingend hervor, dass zwischen «primär» und «sekundär« ein Verhältnis wie zwischen dem Unmittelbaren und dem Parasitären bestünde. Das Vorurteil, das in diesem weit verbreiteten Verständnis des Primären und des Sekundären zum Ausdruck kommt, ist eine Frucht der Arroganz, von der Kulturschaffende und ihre Verehrer nicht immer frei sind, und ausserdem beruht es auf fragwürdigen Vorstellungen über das Wesen einer lebendigen Kultur. Vielleicht mehr noch als die Schriftsteller selbst sind es ihre Bewunderer, die gegen das «Rezensentenunwesen», gegen die «Meta-Texte» und gegen die «über Nacht oder allwöchentlich geschriebenen Verrisse neuer Werke» im Namen des Ursprünglichen und Primären protestieren. Halten sie allenfalls den Philologen zur pragmatischen Analyse noch für bevollmächtigt, so ist das, was in abwertendem Sinne «der Journalismus» genannt wird, ihrer Meinung nach dazu weder befähigt noch befugt. Zugegeben, das «kritisch-soziale Zeitalter» in freiheitlichen und demokratischen Gesellschaften ist durch die Dominanz eines alles überdeckenden Geredes in den Medien leider belastet und in den Augen derer, die sich als Kulturschaffende begreifen, disqualifiziert. Aber die Zerstörung des Dialogs durch Moderatoren und Talkmaster des Kunstpalavers gibt keinem Kulturteilnehmer das Recht, die ernsthafte Auseinandersetzung, das begründete Votum und auch die notwendige Gegenrede für parasitär zu erklären. Der Traum , den *George Steiner* träumt, wonach – im Gegensatz zu Platons Vorschlag – nicht die Dichter, sondern die Kritiker und Journalisten aus der Stadt verbannt sein sollen, mag verlockend sein[2]. *Botho Strauss* begrüsst die Vorstellung von einer Stadt ausschliesslich der Künste, in der es nur Werke und Empfänger, nur Künstler und Amateure geben soll und wo jedes Gerede «über», jeder Kommentar (mit Ausnahme des rein philologischen) verboten ist: *«In*

diesen Mauern wird es nun unumgänglich, dass der Leser, Hörer, Betrachter einberufen steht in die Verantwortung gegenüber dem Kunstwerk und seiner unmittelbaren Wirkung, seinem Mysterium.»

Ich halte Andachten dieser Art für fragwürdig , weil sie voraussetzen, die Leser, Hörer und Betrachter hätten es wirklich ausschliesslich mit Kunstwerken zu tun, mit «Primärem» also und «Unmittelbarem», demgegenüber stumme Verehrung und – in Glücksfällen – so etwas wie eine *unio mystica* die von uns geforderten Verhaltensweisen wären. Wer indessen in die «Verantwortung einberufen steht», der ist auch zur Anwort aufgefordert, und da kann es denn nicht ausbleiben, dass allein schon die schöne Einteilung in Künstler und Amateure alsbald der Revision, jedenfalls der gründlichsten Prüfung unterzogen werden müsste. Oder darf man unbesehen voraussetzen, dass alles, was an belletristischen Neuerscheinungen Jahr für Jahr an der *Frankfurter Buchmesse* angeboten und jeweils Monate zuvor in bunten Prospekten angepriesen wird, den selbsterhobenen Anspruch rechtfertige? Glaubt irgend jemand, da sei das Primäre, Ursprüngliche und Unmittelbare gehortet? Die Frage ist keine Attacke gegen die Kultur; sie zu stellen im Gegenteil unverzichtbar. Und wer denn soll fragen, wenn wir den Kritiker aus der Stadt verbannen? Der Philologe, der nach George Steiner und Botho Strauss zur Analyse und Auslegung befugt wäre, wird – lobenswerte Ausnahmen eingeräumt – aller Erfahrung gemäss kein Urteil über Sprachwerke abgeben, die noch nicht zum Kanon gehören. Das Risiko, wissenschaftliche Bemühungen einem Gegenstand zuzuwenden, von dem möglichwerweise nach wenigen Jahren kein Mensch mehr spricht oder auch nur eine Ahnung hat, wird er nicht eingehen wollen.

Die Utopie einer Stadt der Künste, in der die Werke der Komponisten, Bildhauer, Maler und Dichter nicht kritisch diskutiert, sondern von Liebhabern des Schönen verehrt und bewundert werden, hat ihre Geschichte. Die Unterscheidung von Primärem und Sekundärem in der Diskussion kultureller Gegenstände gehört jedoch der Neuzeit an. Das Altertum kannte sie nicht, die römische Antike nicht und nicht das Mittelalter, so wenig wie die Renaissance. Erst die darauf folgenden Epochen weisen Symptome dessen auf, wofür *Hermann Hesse* im *«Glasperlenspiel»* den Begriff des *«feuilletonistischen Zeitalters»* geprägt hat. Proteste gegen das «Gerede» und Klagen gegen das Rezensentenunwesen treten erst im späten 18. und im 19. Jahrhundert häufiger auf und gerinnen schliesslich zum Klischee. Aber Kastalien, die Provinz der Glasperlenspieler, entspricht keineswegs dem, was sich George Steiner und Botho Strauss mit ihrer von kritischen Diskursen und Kommentaren freien Stadt vorstellen. Denn es fehlen in ihr die «Amateure». Kastalien ist nicht von Autoren und ihren Bewunderern bewohnt, sondern von kunstsinnigen und hochgebildeten Kennern der Geistesschätze aller vorangegangenen Jahrhunderte. Ausserdem – und das

ist in unserem Zusammenhang besonders wichtig – beruht diese klösterlich-strenge Gemeinschaft auf der erschreckenden Gewissheit, dass die schöpferischen Kräfte der Menschheit erloschen seien ...

So weit möchten wir nicht gehen. Zwar ist es verdienstvoll und für den Schaffensprozess fruchtbar, die herausragenden Leistungen vergangener Epochen, die uns in den Werken bedeutender Gelehrter und Künstler überliefert sind, ins Gedächtnis zu rufen und ihnen auch in der lebendigen Gegenwart Raum zu schaffen. Jedoch aus Enttäuschung über die Flut von Unausgegorenem und Wichtigtuerischem, Schwachem und Blassem, die der Kunst- und Literaturbetrieb ausstösst, die Hoffnung auf relevante, eigenständige, eben auf wirklich primäre Werke zu verlieren, käme der Selbstaufgabe gleich.

Die Trennlinie zwischen Primärem und Sekundärem scheidet nicht die Verfasser von Romanen, Erzählungen, Dramen und Gedichten von den Essayisten und Kritikern, nicht die Autoren von ihren produktiven Lesern. Sie trennt die Aktiven von den Passiven, die Produzenten von den Konsumenten. Wenn wir Kunst, Literatur, Musik und Theater als niemals abgeschlossene Prozesse verstehen, nicht als mystische Wandlung und auf ein Publikum ausgegossene Gnade, sondern als Dialog und Auseinandersetzung, müssen wir auch für möglich halten, dass manchmal die Antwort stärker sein dürfte als die Behauptung, die ihr vorausgeht. Je nachdem wird sich weisen, wie primär oder wie sekundär, wie unmittelbar oder wie parasitär eine Erscheinung einzustufen ist. Niemand hat in diesem Prozess die Amtsgewalt, ein endgültiges Urteil zu sprechen oder gar zu vollstrecken. Aber die am Gespräch Beteiligten sind aufgerufen, den Dialog offen zu führen, die Argumente zu wägen und die Beweise zu würdigen.

Anzeichen von Dürre

Die Gegenwartsliteratur deutscher Sprache zeigt im Augenblick Anzeichen von Dürre. Nicht dass da nicht fleissig geschrieben und publiziert würde. Die Buchmesse brach nicht nur Besucherrekorde, sondern übertraf auch das Vorjahresangebot an Neuerscheinungen. Aber wenn man sich fragt, welche Titel, welche Namen sich unter den vielfältigen Leseerfahrungen vordrängen, dann sind es entweder Übersetzungen, von *Harry Mulisch* zum Beispiel *«Die Entdeckung des Himmels»*[3], von *Cees Nooteboom* der Roman *«Rituale»* und – auch nach längerer Zeit noch immer – *«Die folgende Geschichte»*[4]. Man könnte im gleichen Zusammenhang auch *Gabriel García Márquez* und – nicht zu vergessen – *Michael Ondaatje* nennen *(«Der englische Patient»)*[5]. Oder dann sind es, aus dem Bereich der deutschen Literatur, Editionen aus Nachlässen wie zum Beispiel die vier Bände der Erzäh-

lungen von *Friedrich Glauser* oder die ausgewählten Gedichte von *Friedrich Dürrenmatt,* die unter dem Titel *«Das Mögliche ist ungeheuer»* soeben erschienen sind[6]. Selbst der nicht überaus ergiebige *«Briefwechsel»* von *Paul Celan* und *Nelly Sachs* scheint im gegenwärtigen Umfeld wichtiger als manche belletristische Neuerscheinung dieses Buchherbstes[7]. Der Eindruck entsteht, manches von dem, was da auch von bekannten Autoren vorgelegt wird, sei eine mit mehr oder weniger Geschick erfüllte Pflichtübung, weil man als Schriftsteller schliesslich termingerecht wieder ein Buch abliefern muss. Der mit Vorschusslorbeeren bedachte Roman *«Das fremde Gefühl»* von *Irene Dische* ist eine glatte Enttäuschung[8]. Seinerzeit, 1989, wurden der Erzählungsband *«Fromme Lügen»* und seine Verfasserin, die in Berlin lebende Amerikanerin, als grosse Entdeckung bejubelt. Falls die Autorin der Erzählungen und ihr Verlag daraus den Schluss gezogen haben sollten, jetzt sei der grosse Roman über die Deutschen nach der Wende fällig und Irene Dische werde ihn schreiben, sind sie dem gleichen Irrtum erlegen wie *Christoph Hein,* der im Klappentext als Urheber der Aussage zitiert wird, mit diesem Buch reihe sich Irene Dische in den Kreis der ganz Grossen ihrer Zunft ein.

Anzeichen der Dürre auch sonst. Möglicherweise ist sie sogar eine Folge der Publizitätsmaschinerie, ein Produkt des von George Steiner und Botho Strauss mit guten Gründen verpönten Kulturgeredes, das die anspruchsvolle und notwendige Kritik allmählich verdrängt. Man kann nur hoffen, dem *«Wettermacher»* des jungen *Peter Weber,* der wie ein frisches und blühendes Kraut auf der ausgetrockneten Wiese steht, bleibe die Vereinnahmung durch Magazine und ihre Moderatoren erspart[9]. Aber literarische Gegenwart beschränkt sich ja glücklicherweise nicht auf das Heute allein. Im Gespräch und im Gedächtnis sind Autoren und ihre Werke aus der Nachkriegszeit gegenwärtig. Das beweist selbst jenes Medium, das sich noch kaum je fähig erwiesen hat, zur Literatur in eine vertretbare Beziehung zu kommen. Zur mehrteiligen Fernsehsendung *«Deutsche Literatur seit 1945»* (ZDF/3sat) ist ein Buch erschienen, das neben knappen Kommentaren zahlreiche Textbeispiele und Photos enthält, ein Lesebuch und eine Erinnerungshilfe[10]. Von *Heinz Ludwig Arnold,* dem Herausgeber des *«Kritischen Lexikons zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur»* und der Hefte der Reihe *«Text + Kritik»,* liegt zum gleichen Thema ein Essay vor, der *«Die drei Sprünge der westdeutschen Literatur»* darstellt[11]. Es ist ein Versuch, die literarische Gegenwart seit 1945 in drei Phasen zu gliedern. Der Aufarbeitung der Vergangenheit («Die Moralisierung der Literaten») folgen die Vision der Zukunft («Die Politisierung des Literarischen») und schliesslich «Die Privatisierung der Literatur». Natürlich fügt sich nicht jede Erscheinung diesem Ordnungsschema ohne Zwang. Wo denn sollte man *Uwe Johnson,* wo zum Beispiel *Thomas Bernhard* darin unterbringen? Den

Vorgängen in der betrachteten Epoche entspricht weit eher, von «neuer Unübersichtlichkeit» oder einfach von Postmoderne zu reden, zum Beispiel gerade auch im Blick auf einen Autor wie *Hans Magnus Enzensberger.* Was Epocheneinteilungen leisten, wird immer unscharf und nur in groben Zügen brauchbar sein. *«Die drei Sprünge der westdeutschen Literatur»* sind jedoch ein mutiger Versuch, die literarische Gegenwart in einem umfassenderen Zeitraum überblickbar zu machen.

Vor allem interessiert daran auch der Schluss, das kurze Kapitel «Absprung», das von der neuen Situation nach dem Fall der Berliner Mauer und nach der Vereinigung nicht nur der zwei deutschen Staaten, sondern auch der zwei deutschen Literaturen handelt. Wie es zur Wiedervereinigung überhaupt kam, skizziert Arnold meiner Meinung nach allzu einseitig; wenn er sagt, nicht in der alten DDR, sondern in der alten BRD lägen die Wurzeln *«fast aller gegenwärtigen Probleme im neuen Deutschland»,* dürfte ihm das nicht so leicht abgenommen werden. Man kann doch den wahren Zustand der Wirtschaft, die moralische und geistige Pleite in der ehemaligen DDR, wie sie nach der Entlarvung ideologischer Parolen sichtbar geworden sind, nicht kurzerhand der Regierung Kohl anlasten. Die mag manchen Fehler gemacht haben; aber selbst besonnenes Vorgehen Schritt für Schritt (wenn es denn überhaupt möglich gewesen wäre!) und eine Abfederung des Schocks hätten ja die Misswirtschaft und die Spätfolgen der Diktatur mit ihrem flächendeckenden Staatssicherheitsdienst nicht ungeschehen gemacht. Darüber zu streiten ist müssig. Nicht nur für die Literatur, für das geistige Klima insgesamt bleibt die Hoffnung, dass ehrliche Rechenschaft und ein neuer Ansatz allmählich die Klagen und Anschuldigungen ablösen. Aber ausgerechnet den Schriftstellern und Intellektuellen ist, wie Arnold feststellt, *«die Sprache der Einmischung abhanden gekommen».* Und die Gründe? Verstrickt sind nicht nur die, deren Stasi-Akten Peinliches an den Tag bringen. Partiell sprachlos sind auch jene linken Intellektuellen in der Bundesrepublik und in Westeuropa, die ob ihrer oft begründeten und notwendigen Opposition gegen restaurative Tendenzen, wie sie unter dem Schutzschild des kalten Krieges bestens gediehen, die DDR *«als lebendige Kapitalismuskritik»* behandelten und nicht *«als totalitäres Regime».* Es gibt dafür manches Beispiel, seien es nun Entschliessungen und Vorgänge im westdeutschen *Verband deutscher Schriftsteller* (VS), seien es kulturpolitische Brückenschläge, denen die Dissidenten in der DDR oder die aus ihr vertriebenen Dichter im Wege standen. *Kurt Drawert,* 1956 in der DDR geboren und 1993 mit dem Ingeborg Bachmann-Preis ausgezeichnet, kommt in seiner neusten Buchpublikation *«Haus ohne Menschen. Zeitmitschriften»* mehr als einmal darauf zu sprechen[12]. Die Anzeichen von Dürre, die uns im Blick auf die aktuelle literarische Szene im deutschsprachigen Raum auffallen, haben vielleicht damit zu tun, dass die Fragen, denen

sich hüben und drüben jeder Schreibende stellen müsste, einige Selbstüberwindung und vor allem den Mut zur Wahrheit kosten. Der Betrieb erlaubt keine Besinnungspause; was not tut, steht noch aus.

[1] birger sellin, ich will kein inmich mehr sein. botschaften aus einem autistischen kerker. Hrsg. von Michael Klonovsky. Kiepenheuer & Witsch Verlag, Köln 1993. – [2] George Steiner, Von realer Gegenwart. Hat unser Sprechen Inhalt? Mit einem Nachwort von Botho Strauss. Carl Hanser Verlag, München / Wien 1990. – [3] Harry Mulisch, Die Entdeckung des Himmels. Roman, aus dem Niederländischen von Martina den Hertog-Vogt, Carl Hanser Verlag, München / Wien 1993. – [4] Cees Nooteboom, Rituale, Roman, aus dem Niederländischen von Hans Herrfurth, und Die folgende Geschichte, aus dem Niederländischen von Helga van Beuningen, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1993 und 1991. – [5] Michael Ondaatje, Der englische Patient. Roman, aus dem Englischen von Adelheid Dormagen. Carl Hanser Verlag, München 1992. – [6] Friedrich Dürrenmatt, Das Mögliche ist ungeheuer. Ausgewählte Gedichte. Mit einem Nachwort von Peter Rüedi. Diogenes Verlag, Zürich 1993. – [7] Paul Celan, Nelly Sachs, Briefwechsel. Hrsg. von Barbara Wiedemann, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1993. – [8] Irene Dische, Ein fremdes Gefühl oder Veränderungen über einen Deutschen. Roman, aus dem Englischen von Reinhard Kaiser. Rowohlt Verlag, Berlin 1993. – [9] Peter Weber, Der Wettermacher. Roman, Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1993. – [10] Volker Bohn, Deutsche Literatur seit 1945, Texte und Bilder. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1993. – [11] Heinz Ludwig Arnold, Die drei Sprünge der westdeutschen Literatur. Eine Erinnerung. Wallstein Verlag, Göttingen 1993. – [12] Kurt Drawert, Haus ohne Menschen, Zeitmitschriften. edition suhrkamp, Neue Folge, Band 831. Frankfurt am Main 1993.

Erinnerung und Identität

Das gerettete Buch des Simcha Gutermann

Ein Text wie dieser verurteilt alle Bekenntnisse zu möglichst unbelasteten, um jeden Preis zukunftsträchtigen Neuanfängen zu Makulatur. Er überführt sie einer selbstgefälligen und leichtfertigen Geschichtsvergessenheit, die, angesichts von Rassismus und Ausländerhass in vielen europäischen Ländern, zum Vorzeichen künftigen Grauens zu werden droht. *Simcha Gutermanns «gerettetes Buch»,* das als Ich-Erzählung tagebuchähnlich die Geschichte ostjüdischen «Alltags» von 1939 bis 1942 vermittelt, ist eines jener historischen Dokumente, das durch die persönlich gebündelte Erinnerung epochalen Schreckens bestürzt. Seinen literarischen Wert erhält es durch die poetische Gerechtigkeit, die jenen Figuren zuteil wird, die ihrer Kultur oder auch Unkultur nicht in jeder Handlung sklavisch verpflichtet blieben. Sowie durch die Sicherheit, mit der hier der jeweils persönlich «richtige», nicht immer den Erwartungen entsprechende Stil gewählt ist. Wo etwas Schreckliches beschrieben wird, ist nicht immer Entsetzen beabsichtigt, sondern wird eine die Gewalt konterkarierende Menschlichkeit aufgespürt. Andernorts gerät

der Autor in Pathos, wo man Lapidares vielleicht für wirkungsvoller hielte. Doch jeder mögliche stilistische «Missgriff» erzeugt den Gedanken, dass man «es» auch so sehen könnte. Wie überhaupt der Realitätsgehalt dieses Buches, seine dokumentarische Beglaubigung, so evident sind, dass ethisch ohnehin höchst problematische Überlegungen – wie: man habe Verwundungen, Folterungen schon genauer und damit «wahrscheinlicher» beschrieben gesehen – schon durch das *eine* Argument entkräftet werden, dass alles, was hier vorgeführt wird, der Wahrscheinlichkeit nicht bedarf. Es war der Fall.

«Bei einem anderen waren sämtliche Armgelenke ausgerenkt. Man hatte ihn mit den Händen an einem Balken aufgehängt, so lange, bis seine Gelenke krachten. (...) Alle wurden gefoltert, jeder auf eine andere Art, und wie Schlachtvieh markiert. Mit einer Rasierklinge schnitt man ihnen ein Hakenkreuz aus der Brust und einen Davidstern aus dem Rücken.»

«Gerettet» kann man dieses Buch nennen, weil es nicht vernichtet wurde. Weil es die Geschichte eines Lebens, dessen Schrecken vorab, bewahrt hat. Und dies durch viel Zufall und viele Bemühungen: Ende 1978 in Warschau bringen zwei Polen aus Lodz eine mit Wachs versiegelte Flasche ins Jüdische Historische Institut. Beim Umbau eines Hauses im südlich von Warschau gelegenen Radom ist sie von Unbekannten unter einer Treppe gefunden worden. Zerbrochen gibt sie ihren Inhalt preis: *«schmale, enggerollte Papierstreifen, auf denen ein Text in jiddischer Sprache aufgezeichnet war».* Bis man weiss, wer die Papierstreifen beschrieben hat, vergehen mehrere Jahre. Zuerst kann man sie kaum entziffern. Über *Leon Kilbert,* einen zu Nachforschungen über Verwandte nach Warschau zurückgekehrten amerikanischen Juden, gelangt eine Abschrift des Texts an *Jakov Gutermann* nach Israel. Als Kind schon wurde der 1935 Geborene zum «Überlebenden des Gettos». Kilbert, der kurz vor Kriegsausbruch emigriert war und wie Gutermann aus Plock stammt, einem einige Kilometer nordwestlich von Warschau gelegenen Städtchen, vermutet im Vater Jakovs den Autor. Jakov bestätigt dies. Die gefundene Flasche müsse eine derjenigen sein, die Vater Simcha 1944, kurz vor seinem Tod, bei Beginn des Aufstandes im Warschauer Ghetto, vor Jakovs Augen versteckt habe: Damit dieser später vermitteln könne, was Simcha mit seinem Schreiben zuallererst beabsichtigt habe: *«Zeugnis ablegen»:*

«(...) ich will meinen Zorn zügeln, die Bitterkeit, die mein Blut vergiftet, mässigen, die Wut, die mir den Geist verdunkelt, besänftigen, die zitternde Hand, die meine Feder hält, beherrschen. Mit verwundeter Seele, beklommener Brust, mit wehem Herzen, mit tränengefüllten Augen, mit geballten Fäusten werde ich versuchen, alles zu beschreiben (...).»

1987 trifft Leon Kilbert in New York *Nicole Lapierre,* auch sie eine Nachkommin polnischer Juden. Jahrelang hat sie über die Geschichte der Juden in der Stadt Plock geforscht, schon viele kürzere und längere Erzählungen gesammelt. Simcha Gutermanns Text ist einer der literarisch eindrücklichsten. Noch einmal durchläuft er viele vermittelnde Hände. Transkriptoren und Übersetzer bemühen sich um die Herstellung eines Buchs, das 1991 in Paris auf französisch zum erstenmal erscheint – und jetzt auch auf Deutsch vorliegt[1]. Sinnvoll eingerahmt wird es durch verschiedene andere Texte. Allen voran denjenigen Jakov Gutermanns, der, in Fortsetzung der jüdischen Tradition der Hochschät-

zung der Schrift, auch an ein weiteres Schicksal erinnert: das seines ersten Sohnes Raz, der – sinnlos, wie sein Vater heute noch meint – im Libanon-Krieg fiel. Durch die so präsente, noch im neuhebräischen Wort *toldot* wiedergegebene enge Bindung von Geschichte an Genealogie – sowie die ergänzend-informativen Essays von Nicole Lapierre, die als Herausgeberin fungiert – ist auch eine anregende Einführung in eine der «typischen Varianten» jüdischen Lebens im zwanzigsten Jahrhundert entstanden.

Das eigentliche *«gerettete Buch»* beginnt mit einer bukolischen Idylle: Ein Ich-Erzähler geht mit seinem Rucksack über Land. Er will ins ärmliche Bauerndorf Sendin in der Nähe von Plock, wo sich seine Familie den Sommer über aufhält: Jeden Freitag trifft er auf die Angehörigen und verbringt mit ihnen das Wochenende. Oft ist ihm Sendin langweilig. Doch diesmal, Ende August 1939, wirkt die abgeschiedene Lieblichkeit des ländlichen Spätsommers ungeheuer beruhigend. Man liegt am See in der Sonne, auf Hängematten. Fast vergisst man die Einberufung als Reservist der polnischen Armee. Bald, so wird dennoch zu Recht vermutet, dürfte es Krieg geben.

Ein paar Tage später in Plock: Markt hätte sein sollen, doch die Bauern wurden vom Marktplatz vertrieben. Männer stehen herum und diskutieren, was dies zu bedeuten habe. Plötzlich taucht eine Frau auf, mit einem Kind im Arm. Mit vor Entsetzen grossen Augen berichtet sie, dass nur wenige Kilometer entfernt Privathäuser beschossen worden seien, was sie sich nicht erklären kann. Über einen Kilometer wohne sie von den Kasernen entfernt – und trotzdem. Die Männer glauben ihr nicht. In Plock bleibt alles ruhig. Sicher ein «Unfall», ein «Unglück». Dann ein Bombenangriff, nur zehn Minuten lang: *«(...) wurde ein Dritter auf einer Tür vorbei getragen, eine bluttriefende Masse, ein Haufen Fleisch aus einer Metzgerei.»* Die polnische Stadt Plock wurde schon am 1. September 1939 bombardiert.

Das Buch lebt von seinen Brüchen. Nach der Idylle der Schrecken; dann Angst, um in die Gewöhnung überzugehn: Der Dorfnarr, der die Wahrheit sagt, macht neue Witze. Doch wieder Bomben. Erneute Angst. Mit beeindruckender atmosphärischer Genauigkeit beschreibt Gutermann den wechselhaften Schreckensalltag während des Kriegs, von dem die Bewohner Plocks nicht wissen können, was sie von ihm halten sollen. Müssen sie fliehen – oder sind die Deutschen bald weg. Kommen die Russen? Und wenn ja, was bedeutet es? Wie wirkt sich die «grosse Geschichte» aus auf die Bewohner einer kleinen polnischen Provinzstadt, in der die Juden laizistischer, angepasster gelebt hatten als etwa in Warschau. So, dass der Vater von Simcha Gutermann, ein strenggläubiger Rabbiner – der es ungern sah, dass sein Sohn auf dem Dach des Hauses Marx und Spinoza, Schopenhauer und Darwin las –, die Stadt nur noch ungern betreten hatte. Staatstreuer, unkritischer als die Polen geben sich die Juden vor Beginn des Krieges, denn, so Gutermann, sie wollten polnischer sein als die Polen, hatten Angst vor dem latenten Antisemitismus im streng katholischen Gastland. Beklemmend sicher beschreibt Gutermann in wenigen Zügen, wie die Umsiedlungsaktionen durchgeführt wurden, um die Gettoisierung Plocks durchzusetzen. Neben vielen Juden müssen auch Polen ihre Wohnungen wechseln. Während die Juden gezwungen werden, schnell auszuziehen, lassen sich die Polen Zeit.

Worauf viele Juden auf der Strasse bleiben. Kein herausragendes Ereignis, verglichen mit der omnipräsenten Brutalität. Aber gerade solche Details machen dieses Buch um einiges anschaulicher und lehrreicher als die überall vermittelten Schulweisheiten zum Thema.

Sehr differenziert beschreibt Gutermann die Problematik der «Judenräte». Nach der Besatzung durch die deutschen Truppen wird, wie in den anderen Städten, ein von den Nazis kontrolliertes, aber auch privilegiertes Vermittlungsorgan zwischen Besatzern und jüdischer Bevölkerung geschaffen. Die Mitglieder des Judenrats von Plock waren oft schon vor der Besatzung Ortspolitiker gewesen und sind ihrer erhöhten Verantwortung jetzt kaum gewachsen. Wehrten sich die meisten zuerst gegen die Berufung in den Rat, nützten sie diese später zur Erlangung persönlicher Vorteile durch Korruption. Gerade dass Gutermann *auch* bei Juden «typisch menschliche» Schäbigkeiten feststellt, macht deutlich, wie sehr er versucht hat, sich einen weiten Horizont zu bewahren. Wieviel gerechte Wut ihm geblieben ist, sieht man, als er den Alltag im Zwischenlager Soldau beschreibt, wo die Juden aus Plock nach der Deportation in Baracken gepfercht werden. Zwischen den Baracken verlaufen zwei lange, offene Gräben: die Latrinen, eine für Männer, eine für Frauen: *«Fünf Meter Abstand dazwischen, sonst keinerlei Abschirmung. Ein Holzbalken läuft an jedem Graben entlang. Sie sind so angebracht, dass Frauen und Männer einander den Rücken zukehren. Da sich mehrere tausend Personen im Lager befinden, sind die Latrinen ständig besetzt. Wer sein bisschen Suppe oder Kaffee holt, muss an diesem Schauspiel vorbei; auch wer von einer Baracke zur nächsten geht, jeder andere Weg ist verboten.»* Nach der Schilderung des Lagerlebens bricht der Text plötzlich ab. Keine weiteren Flaschen mit Text wurden gefunden.

Erinnerung und Identität. Der erwähnte Text Jakov Gutermanns ist schon für sich nicht weniger als siebzig Seiten lang und schliesst an den Text des Vaters an. Er setzt die Geschichte fort, erzählt weiter: Von den vielen Fluchtstationen, von der Hilfe, die sein Vater immer wieder von einem christlichen Schwestern-Orden erhalten hat, von seiner eigenen Schuld – dass er, Jakov, all die Flaschen mit den Papierstreifen trotz Auftrag des Vaters nach Kriegsende nicht gesucht habe –, von seinem erst 1950 in Erfüllung gegangenen Willen, möglichst bald nach Israel auszuwandern. Von seiner Enttäuschung über den nicht sehr begeisternden Empfang bei der Ankunft im «gelobten Land». Jüdische und israelische Erinnerung, so Jakov Gutermann, unterscheiden sich. Auch im Israel Ben Gurions gab es viele Stimmen, die immer wieder, offen oder verdeckt, bewusst oder nicht-bewusst für ein eingeschränktes Erinnern der Shoah, des Holocaust eingetreten sind. Für die Verdrängungen gelten oft ähnliche Beweggründe wie bei den in die nationalsozialistischen Verbrechen gegen Völker- und Menschenrechte unterschiedlich schuldverstrickten Ländern Europas: Zukunftsorientiert sollte die eigene Geschichte als Helden-Geschichte vermittelt werden. Was zur Stärkung des Selbstbewusstseins vor allem erinnert werden soll, ist Widerstand. So sind den Pionieren des Kibbuz – im Idealbild strahlende, kräftige Naturburschen und -mädchen – die blässlichen Überlebenden des Holocaust, die auch als Überlebende in erster Linie Opfer bleiben mussten, recht fremd. Die Integrationsschwierigkeiten

im Traum-Land wirken anfangs fast verstörender als die Verfolgung in der «alten Heimat», dem fremden Land Polen. Jakov Gutermann wird bei allem Patriotismus zum kritischen Intellektuellen. Dies zeigt sich vor allem nach dem Tod seines ersten Sohnes. Auch dessen Schicksal kann nicht unabhängig von «grosser Geschichte» gelesen werden. Ein im Kibbuz geborener «Traum-Junge» war er, wie sein bewundernder Vater in einem offenen Brief an Menachem Begin nach Raz' Tod schreibt. Als Anhänger der linksliberalen, aber nicht pazifistischen Bewegung *«Frieden jetzt»* sei Raz trotz allem überzeugt gewesen, für sein gefährdetes Land militärisch das leisten zu müssen, wozu er fähig sei. Lange habe er um die Aufnahme in die gefährliche Sondereinheit der Golani-Brigaden gekämpft. Bei einem in Israel noch heute umstrittenen Angriff auf die Festung Beaufort ist er, zu Beginn des Libanon-Kriegs, ums Leben gekommen. Noch heute plädiert Jakov Gutermann, der sich mit den Familien der sieben anderen Opfer zusammengeschlossen hat und der damaligen Regierung noch immer ein aggressives Himmelfahrtskommando vorwirft, mit viel Engagement für eine Erinnerung der Schrecken *aller* Kriege, *jeder* Form von Gewalt. Ihr Erinnern soll dazu führen, sie zu vermeiden.

Von einem der wechselnden Schreibtische des Vaters aus konnte die Familie sehen, *«wie sich der Himmel über Warschau rötete. Wir wussten, dass das Getto brannte.»*

Hans-Peter Kunisch

[1] Das gerettete Buch des Simcha Gutermann. Herausgegeben von Nicole Lapierre. Hanser-Verlag, München 1993.

Ossip Mandelstam: Tristia

Gedichte 1916–1925

Im Herbst 1988 publizierte der Übersetzer *Ralph Dutli* die frühen Gedichte von Ossip Mandelstam aus den Jahren 1908–1915 mit dem Titel *«Der Stein»*. Der vorliegende Band gilt dem lyrischen Werk der folgenden zehn Jahre[1]. Der Band *«Mitternacht in Moskau»* (1986) enthält: *«Die Moskauer Hefte / Gedichte von 1930–1934»*. Ebenfalls im Ammann Verlag sind erschienen drei Bände Prosa, übertragen von Ralph Dutli, und ausserdem drei Bände *«Über Mandelstam»*. Diese Liste möge darauf hinweisen, wie vertraut der Übersetzer mit «seinem» Dichter ist. Die erworbenen Kenntnisse sind eingeflochten in die Anmerkungen zu jedem einzelnen Gedicht in *«Tristia»*. Dutli klärt, was der Erklärung bedarf, und das ist sehr viel, indem er die Bezüge zu den früheren und den späteren Texten herstellt und das Ganze in einen grösseren literarhistorischen Rahmen fügt.

Verstehen wir die Gedichte nicht ohne Kommentar? Vermögen wir sie nicht selber zu entschlüsseln? Restlos entschlüsseln nicht, dazu brauchen wir Hilfe; den poetischen Gehalt erfühlen, das jedoch ist unsere eigene Sache. Ob wir die Anmerkungen lesen, sie im Sinn

behalten, sie vergessen, sie wieder lesen – so oder so – die Verse dieses russisch-jüdischen Autors fesseln uns; sie sind bilderreich und in kunstvoller Weise zeitlos.

Zeitlos – wie können sie das sein, wenn uns die Biographie des Dichters bekannt ist? Kurz vor der Jahrhundertwende 1891 wurde Ossip Mandelstam in Warschau geboren. Seine Kindheit verlebt er in Petersburg, nach den Studienjahren, zeitweilig auch in Westeuropa, kehrt er zurück nach Petersburg. Während etwas mehr als zehn Jahren kann Mandelstam Prosa und Lyrik ohne Schwierigkeit veröffentlichen; Anfang der zwanziger Jahre setzt die staatliche Zensur ein. Die letzte Publikation datiert von 1928. Mitte der dreissiger Jahre wird der Dichter verhaftet, es folgen Gefängnis, Verbannung, Ende Dezember 1938 stirbt er in einem Lager in der Nähe von Wladiwostok. – Erster Weltkrieg – Russische Revolution – Stalins Terror – schier überflüssig, die dazugehörigen Stichworte zu wiederholen.

Das Bändchen *«Tristia»* erscheint 1922 in Berlin. Ralph Dutli gruppiert unter diesem Titel zusätzlich die Gedichte vor und nach diesem Datum. *«Tristia»* – Klagelieder oder Klagen, so übersetze ich spontan, und nach wiederholtem Lesen betone ich Lieder, denn einem Refrain gleich haftet mir: *«Dreimal selig, wer den Namen einführt ins Lied! / Das namengeschmückte Lied ...»* Es sind zwei Verse aus dem Poem *«Der Hufeisenfinder»* und darin auch noch der folgende: *«Der Laut klingt noch, obgleich die Ursache des Lautes verschwunden ist.»*

Den Namen finden, das Wort, dessen Klang fortklingt, wenn das, was ihn auslöst, längst dahin ist, das ist die Gabe, die Aufgabe des Dichters. Mandelstam war immer auf der Suche nach dem klingenden Laut. Er forschte ihm nach in griechischer, in römischer, in der ganzen abendländischen Literatur; in seinem eigenen Schaffen versuchte er ihn zu treffen. Der poetische Klang allein *«heilt von Besinnungslosigkeit»*, er *«raschelt in der Luft, die dicht gemischt ist wie Erde»*. Er ist eine Lichtspur im Ausweglosen, in existentieller Bedrängnis. Aus Mandelstams Gedichten ist in dieser deutschen Übertragung und ohne Kenntnis ihres vielsinnigen Gehalts das Poetische, das Lied herauszuhören. Oft nach mehrmaligem Lesen fühlen wir auf einmal, wo der Ton herrührt. Der dunkle Hintergrund ist allerdings konstant; denn Mandelstam lebte nach der Revolution in einer ihm zunehmend feindlich werdenden Welt.

Die Zeitbilder, die seine Dichtungen auch sind, zeugen von der Brutalität, von der Kulturlosigkeit der damals Mächtigen. Die Lebenswirklichkeit wurde dem Dichter oft zur Qual, würgte ihm die Sprache ab. Dann vergass er das Wort, das er sagen wollte. Wie lautet die Klage? Eine blinde Schwalbe, heisst es im Gedicht, kehre zurück ins Schattenheim, denn ihr Gefieder sei zersägt. Doch dort unten wird sie weiterspielen im Spiel ohne Ende. Und dann folgt die Strophe, die explizit dem Vergessen alles Bittere nimmt: *«Wer sterblich ist, hat Macht zu lieben und erkennen, / In seine Finger fliesst selbst noch der Klang zuletzt, / Doch ich vergass das Wort, ich kann es nicht mehr nennen, / Ins Schattenheim zurück kehrt körperlos es jetzt.»* *Paul Celan* übersetzt diesen letzten Vers: *«Ein Schemen war es – es ist heimgekehrt.*[2]*»*

Die Dichterworte sind Schemen, die auftauchen, zurückkehren zu den Schatten und wieder auftauchen. Das Schattenheim ist der Ort des zeitlosen Spiels; dort wird nicht geschieden zwischen

Vergangenheit und Zukunft. Dort überdauert die Geschichte, und das persönliche Geschick ist darin aufgehoben. Das Schattenheim, das Reich der Toten ist auch Ursprung neuen Lebens. Die Zweiheit verkörpert sich in der griechischen Göttin Persephone. Sobald wir uns die Sage vergegenwärtigen, erhellt sich der Sinn manches Gedichts und nicht nur jener, in denen Persephone oder lateinisch Proserpina erscheint. (Einst wurde das Mädchen Persephone beim Blumenpflücken von Hades, dem Herrscher über das Totenreich, entführt. Er machte es zu seiner Gattin. Demeter, die Mutter, suchte vergeblich ihre Tochter auf der ganzen Erde. Aus Gram sandte sie Misswachs über alle Länder. Da befahl Zeus seinem Bruder Hades, er müsse die junge Gemahlin freigeben. Von zwiefachen Liebesbanden gebunden weilt Persephone seither zwei Drittel des Jahres, den Sommer, auf der Erde bei ihrer Mutter, der Göttin der Fruchtbarkeit, und einen Drittel verbringt sie in der Unterwelt.)

Die Doppelnatur Persephones schimmert durch in den Versen: *«Wer bin ich denn? / Ein Doppelmund, mit Seelen – zwei, / Der Freund der Nacht, der Tag-Anstifter.» (Griffelode)* Oder ein Gedichtanfang: *«Nimm dir zur Freude nun aus meinen Händen / Ein wenig Sonne und ein wenig Honig – / Nach dem Gebot der Bienen Persephones.»* In der folgenden Strophe dann der Vers: *«Nicht zu bezwingen ist im Lebenswald die Angst.»* Und trotzdem schliesst das Gedicht mit: *«Sie [die Bienen] schufen Honig, schufen aus ihm Sonne.»*

«Im Lebenswald die Angst» – die Formel ist nicht wegzudenken aus Mandelstams Schicksal. Einmal nur vielleicht im Leben glaubte er an die Möglichkeit einer positiven Veränderung der äussern Welt. Im Mai 1918 entstand das Gedicht, das anhebt mit: *«Die Dämmerung der Freiheit lasst uns preisen / Ihr Brüder, dieses grosse Dämmerjahr!»* In der dritten und vierten Strophe jedoch bedeutet Dämmerung Erlöschen, Niedergang. (Siehe dazu Dutlis Anmerkung: Die Februar-Revolution verspricht Freiheit; im Mai 1918 unter den Bolschewiken erstickt die Freiheit.) Die letzte Strophe tönt trotzig, fast pathetisch: *«Nun los, versuchen wirs: das Steuer linkisch wenden / Wir um, und mags auch knirschen sehr! / Die Erde schwimmt. Nur Mut, ihr Männer! / Wir sind der Pflug, der in die Meere fährt.»* Dank dem in allen Belangen detaillierten Anmerkungsteil und dem instruktiven Nachwort von Ralph Dutli kann jeder Text als Zeitdokument verstanden werden.

Einem Sprachkunstwerk eignen viele Aspekte; einer davon ist das Poetische, die Literarität, und dazu gehören die Zitate dieses Aufsatzes, sie sind die Basis meiner subjektiven Deutungsversuche. Ossip Mandelstam – Der Hufeisenfinder. Der Dichter – ein Hufeisenfinder. Das dreiseitige Poem dieses Titels suggeriert die Gleichsetzung. Es gibt darin eine Szene mit einem gestürzten Gaul. *«Das Pferd liegt im Staub, schaumbedeckt, schnaubend, / Doch die jähe Wendung seines Halses / Bewahrt noch die Erinnerung an den Lauf mit auseinandergeworfenen Beinen –»* Was bleibt haften von dem Geschehnis? Es bleibt die Erinnerung an die Lebenskraft, *«als der hitzeglühende Zelter abstiess von der Erde»*. Und es überdauert die Metapher; sie klingt in den Versen: *«So bläst / Der Hufeisenfinder / Das Eisen vom Staub frei, / Reibt es mit Wolle ab, bis es aufblitzt.»*

Gefundenes, Erlebtes, Erlittenes rein blasen vom Staub, es blank reiben zu schlackenloser zeitloser Form. In die-

sem Geiste hat Ossip Mandelstam sein Werk geschaffen, es sollte für die Zukunft aufgehoben sein.

Elise Guignard

[1] Ossip Mandelstam: Tristia. Gedichte 1916–1925. Aus dem Russischen übertragen und herausgegeben von Ralph Dutli. Ammann Verlag AG, Zürich 1993. – [2] In den späten fünfziger Jahren hat Paul Celan etwa einen Viertel der in Dutlis Sammelband «Tristia» vereinigten Gedichte übersetzt. Der Vergleich zwischen den zwei Versionen vertieft das Verständnis des Mandelstamschen Textes. Paul Celan: Übertragungen II. Gesammelte Werke, 5. Band. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main 1983.

Der Zauber der Entwicklung

Zu Rosemarie Kellers Roman «Clalüna»[1]

Eine Frau an der Seite eines erfolgreichen Mannes, die vier Kinder erwachsen und nur noch hie und da ins Haus zurückkehrend: Schleicht sich da nicht ab und zu die Wehmut ein, ja die Einsamkeit? Tatsächlich wird Clalüna, jenseits der Lebensmitte stehend, an einem Julitag in ihrem Garten von der Traurigkeit eingeholt, von den *«trostlosen Sommergeistern»* überfallen. Da steht der Leser am Anfang der Lektüre, aber wenn er das Buch zuklappen wird, dürfte sich bei ihm das Bild dieser Frau entscheidend gewandelt haben. Anders ist sie geworden: freier, selbstbewusster, selbstvertrauender. Hat sie während vieler Jahre der Partnerschaft und Familienbetreuung ihr Ich hauptsächlich über den Gatten und die Kinder definiert, so ist sie jetzt mehr und mehr sich selbst geworden. Den äusseren Anstoss zu diesem Prozess hat ein Ereignis gegeben, das sich im südlichen Bergdorf ihrer Vorfahren während der Abwesenheit des Ehemanns abgespielt hat. Längst zurückliegende Begebenheiten stiegen wieder in die Gegenwart hinauf, forderten Clalünas Entschlusskraft heraus, und sie musste auf sich selbst zurückgeworfen agieren, ohne die Präsenz des Gatten. Da entdeckte sie ihre ureigenen Kräfte, fasste Mut und fand zu sich selbst.

Doch bleibt diese Spielart einer Emanzipation nicht auf sie, die Ehefrau, beschränkt. Auch der Mann, ein innovativer Unternehmer namens Iwan Zinngiesser, wandelt sich im Lauf der Geschichte. Er beginnt innezuhalten, zieht Bilanz, fragt nach sich, nach der Partnerin neben ihm, nach dem Leben überhaupt: was es ihm gebracht, was er versäumt hat. Schliesslich wird er die Auseinandersetzung mit einem Rivalen, der wie er um einen bedeutenden Posten kämpft, abbrechen und sich zurückziehen – nicht aus Resignation, sondern aus der Einsicht heraus, dass er seine Fähigkeiten besser einsetzen will. Staunend aber nimmt er die Frau neben sich wahr, die eine andere geworden ist. Und auch die Kinder spüren diese Wandlung und werden ihre Mutter auf eine neue Art lieben und schätzen.

Rosemarie Keller schreibt ihre Familien- und Ehegeschichte aus reifer Lebenserfahrung heraus: Wir begegnen Einsichten über das Loslassen und

Älterwerden, die verlorene Kraft der Jugend, vor allem aber begegnen wir den vielen Gesichtern einer langjährigen Ehegemeinschaft, die liebevoll-kritisch beleuchtet werden. Oftmals dringen gerade in diesen Reflexionen heiterer Spott und zarter Humor durch – Zeichen einer inneren Gelöstheit –, obwohl hier auch Ahnungen des Tragischen aufscheinen. Denn Clalüna hat einst zugunsten einer frühen Ehe eine Pianistenkarriere aufgegeben, und ähnliches hätte beinahe ihrer Tochter gedroht. Doch scheint gerade am Ende der Romangeschichte die verschüttete Kraft auch dieser Domäne wieder aufzuleben.

Zweifellos ist die Vermittlung lebenskluger Erkenntnisse ein bedeutendes Element dieses Buches. Doch zeichnet sich der Roman deutlich auch durch literarische Qualitäten aus. Vor allem fällt hier die Fähigkeit auf, Atmosphären zu erschaffen und Szenen von köstlicher Anmut hinzustellen. Wie wundersam erscheint der Garten des grossmütterlichen Hauses im südlichen Bergdorf, mit seinen Düften und Verschwiegenheiten; wie lebendig sind die Räume der Casa grande nachgezeichnet, wie kraftvoll erscheinen die Figuren einer Domenica, Lena oder Cleopha, vor allem aber der verstorbenen Grossmutter Clalüna. Manchen dieser Frauen – nicht allen, denn dies wäre eine allzu einseitige Verherrlichung des weiblichen Geschlechts – wohnt eine beachtliche Weisheit inne, die als Vorbild in die künftigen Generationen hinein weiterwirkt. Und mit welcher Souplesse formen sich vor dem Leser Szenen wie etwa das Liebesspiel zwischen Anna und Arno, entzückende kleine Tableaux voller Grazie. Solchen Manifestationen des Lebens steht etwa die Sterbeszene gegenüber, wo Clalüna die alte Domenica in die andere Welt hinüberbegleitet. Es gibt in der jüngeren Literatur der deutschsprachigen Schweiz wenige Texte, die den Vorgang des Absterbens und Hinübergleitens so behutsam und dabei so authentisch nachzeichnen. Und wie in *Gerhard Meiers* Roman *«Die Ballade vom Schneien»* (1985) liegt ein kaum merklicher Glanz über diesem Sterben – Ahnung einer Erlösung vielleicht, die nicht mit Gewissheiten erstickt wird. Man denkt an dieser Stelle an Rosemarie Kellers erstes Buch *«Paulinenspital»* (1982) zurück, welches dem Sterben einer jungen schönen Frau in Wien, der älteren Schwester der Ich-erzählerin, nachgedacht hat. Die allgegenwärtige Präsenz des Todes stellte hier einen Kontrapunkt zum *élan vital* der Schwerkranken im Paulinenspital her, die noch immer und trotz allem das Leben liebte. Ähnlich gegensätzliche Spannungen weist der Roman *«Clalüna»* auf, der wiederum mehr als das 1989 erschienene Buch *«Die Wallfahrt»* auch jene zauberhafte, kindlich-vertäumte und zugleich ironisch gebrochene Sprache aufnimmt. Diese Tonlage scheint eine unverwechselbare Eigenart von Rosemarie Kellers Erzählweise zu sein, und sie bestrickt den Leser.

Dem Leser sei nun aber noch verraten, dass Rosemarie Keller in ihr Textgewebe eine Story hineingeflochten hat, die für kriminalistische Spannung sorgt. Die Begebenheit, die fünfzig Jahre zurückliegt und anlässlich der Debatte um ein geplantes Altersheim im südlichen Bergdorf wieder auftaucht, ist ein dunkles Geheimnis, das aber seine Mitwisser hat. Rosemarie Keller verschlingt es mit den beruflichen Auseinandersetzungen Iwan Zinngiessers, und gerade in diesem Zusammenhang fallen auch einige bemerkenswert kritische Aperçus zur schweizerischen Mittelmässigkeit und zu mediokren Männern der Wirtschaft

und der Politik; eine Bundesratsrede, die viel besagt, aber kaum etwas aussagt, lässt besonders schmunzeln. So entsteht auf der inhaltlichen Ebene ein sehr komplexes Romangebäude, dem man bisweilen mangelnde Ökonomie vorwerfen kann, weil allzu viele Figuren einbezogenen werden, wo sich die Familienzur Dorfgeschichte ausweitet; ein Personenverzeichnis zu Beginn wäre hier hilfreich gewesen. – Auf der anderen Seite aber antwortet einer solchen Überfracht die Leichtigkeit der Strichführung, die mit sparsamen Mitteln sofort ein Klima zu erschaffen weiss. Wundersam zart gestaltet sich schon die Introduktion: *«Stille hat sich im Haus ausgebreitet, wie in einem Theater, bevor sich der Vorhang hebt. Doch was soll gespielt werden? Vom Garten kein Vogellaut. Selbst das Summen des Verkehrs, an dieser bevorzugten Lage gedämpft vernehmbar, scheint verstummt.»*

Auch das Finale verpflichtet sich einer ähnlichen Zurückhaltung. Nach all den turbulenten Ereignissen ist wieder Stille eingekehrt, aber ein Schmerz hat sich tief eingenistet, und *«der Barockspiegel klirrt leise»*, als ob etwas zerbrochen wäre. Rosemarie Keller entwirft in ihrem schönen Buch eine Welt voller Lebensfreude, aber auch der heimlichen Trauer über so viel Vergänglichkeit.

Beatrice Eichmann-Leutenegger

[1] Rosemarie Keller, Clalüna die Mitwisserin. Roman. Pendo Verlag, Zürich 1993.

Der Drang nach dem Süden

Ein Buch über die Völkerwanderung

Wer in der politischen Diskussion dieser Tage mitreden wolle, lesen wir im Klappentext, finde in diesem Buch von *Magdalena Maczynska*[1] *«den unerlässlichen Hintergrund dazu»*. Klappentexte sind Werbetexte, weshalb sie nicht zum vollen Nennwert genommen werden müssen, und geschichtliche Vergleiche hinken ohnehin besonders leicht. Dennoch, wenn die Autorin, Dozentin der Geschichte und Archäologie insbesondere Mittel- und Osteuropas in Krakau, Privatdozentin in Zürich und Lehrbeauftragte in Kiel, mehrfach Grabungsleiterin, im Vorwort als Hauptgründe der Massenbewegungen in der Vergangenheit *«Hunger, Überbevölkerung, Klimaveränderungen, Flucht vor fremden Angreifern, aber auch Hoffnung auf leichte Beute und auf die Eroberung fremden Landes»* nennt, so gelten sie mit Ausnahme der beiden letzten gewiss auch für die Migranten, die in unseren Tagen, wenn auch grundsätzlich in der umgekehrten Richtung als jene vor rund anderthalbtausend Jahren, ihre Heimat verlassen. Die damalige Unwirtlichkeit nordischer Landstriche, die weitgehend durch Urwald und Moorgebiet bedeckt besonders in klimatisch rauhen Zeiten als geradezu lebensfeindlich gelten mussten, hat uns schliesslich der Südländer Tacitus durchaus glaubhaft geschildert: Germa-

nien *«mit seinen hässlichen Landschaften, dem rauhen Klima, dem trostlosen Äusseren»*.

Ursachen genug also, aus Räumen vorerst weitab von römischer Ordnung, Kultur und Zivilisation nach Süden aufzubrechen. Als besonders augenfälliges Ergebnis der Völkerwanderungsforschung früherer und neuer Zeit und gewiss nicht zuletzt der Arbeiten der Autorin und ihrer Kollegenschaft präsentiert sich eingangs des Buches die Karte «Barbarische Züge und Reiche im 4. und 5. Jahrhundert bis zur Mitte des 6. Jahrhunderts». Wanderungszeiten und -wege der Stämme und Völker zeigen es deutlich: Als Roms Kraft zur Verteidigung seiner europäischen Grenzen zu schwinden begann, wuchs die Bedrängnis aus Norden und Nordosten bis zu den Ein- und Durchbrüchen nach Süden, Westen und Südwesten. Die Autorin schildert in gerafftem Überblick die prekäre Situation der römischen Macht in der Spätantike als politischen Hintergrund des barbarischen Ansturms und erhellt wohlgegliedert den oft verwirrenden Ablauf der Geschehnisse. Dass ihre Fremdsprachigkeit und der Vorlesungsstil nicht zu verkennen sind, tut dem Wissensgewinn für den Leser kaum Abbruch.

Kompetent beurteilt Maczynska die recht zahlreichen antiken Quellen, die sich auch heute noch mindestens für die Spurensuche zur historischen Wahrheit als hilfreich erweisen. Diese aber, und das erscheint als das wichtige wissenschaftliche Hauptanliegen des Buches, bedarf der unbedingten Verifizierung durch die Archäologie. Was diese heute in fachübergreifender Praxis zu leisten vermag, wird hier besonders eindrücklich belegt, da zumeist weder Stadt- noch Burgruinen noch andere oberirdische Bauzeugen zur Sache befragt werden können und die Gräber als einzige Residuen Auskünfte bereithalten. Skelette und, aufgrund von Art, Material und Verarbeitungsstil, die Grabbeigaben verraten den Forschern dank der Methodenvielfalt, die ihnen heute zu Gebote steht, viel und fast immer Zuverlässiges über Zeit und Volk, die Stammesumgebung und den Stand von Kultur und Zivilisation. Aber auch der Mangel an Beigaben ist bei weitem nicht ohne Aussage.

So wandert denn der Leser mit nach Süden und Westen und erkennt die nach Dauer und Routen erstaunlichen Leistungen, aber auch die Untergänge der Grossen und Kleinen unter den Wanderungsvölkern. Er begleitet die am weitesten zogen, die West- und Ostgoten aus Skandinavien, zum Schwarzen Meer, durch den Balkan nach Italien, Spanien und Südfrankreich, die Wandalen von der Elbe durch Gallien und Spanien nach Nordafrika und Italien, und die einzigen aus dem tiefen Osten, die *«furchtbarsten»*, die Hunnen, die indessen, kaum bleibende Spuren hinterlassend, Europa, das sie zu zerstören halfen, wieder restlos verliessen. Die anderen, Goten eben, Wandalen und weitere, gründeten ihre Reiche, die zwar das römische zerstören und beerben halfen, aber zu keinerlei Dauer die Kraft erwarben. Im Gegensatz freilich zu dem einen Stamm, den die Autorin mit Fug die *«Kühnen»* nennt, den Franken, die ja denn, nachdem sie neben allen staatsähnlichen Völkerwanderungsfrüchten sich auch das Reich der Langobarden, der letzten Migranten, erstritten hatten, zu den eigentlichen politischen Erben Roms im Westen und Begründern des europäischen Mittelalters wurden.

Über die Schicksale des guten Dutzends zwischen dem 3. und 5. Jahrhundert bekanntermassen an der Wande-

rung beteiligten Völker ergänzt und berichtigt die Archäologie das Wissen oder Vermeinen, das uns aus den schriftlichen Quellen überkommen ist, in überzeugender Weise, nicht zuletzt in der Zeit des Frühmittelalters, da nach dem Untergang Roms die schriftlichen Informationen wieder völlig aussetzen.

Das Ergebnis des Buches sind indessen nicht nur erfreulich komplettiertes Wissen über die *«Geschichte einer ruhelosen Epoche»*, wie die Autorin das Buch nennt, sondern auch wichtige Belege für das Urteil, dass die *«Zerstörer des Abendlandes»* auch zu Bewahrern antiken Kulturerbes und Gründern neuer Blüte wurden. Ihre Rolle war dann, wie die Autorin schreibt, *«nicht mehr die* von Plünderern und Marodeuren». Zu Recht urteilt sie zum Schluss: *«Zwar sprachen nur wenige von ihnen Lateinisch, doch gerade deshalb bildeten sich die nationalen Sprachen heraus, deren Wurzeln bis in die Spätantike und die Völkerwanderungszeit reichen. Die Bautechnik der Barbaren beschränkte sich auf ihre Häuser aus Holz und Lehm, aber ebenso schnell, wie sie lernten, eine Flotte nach römischem Vorbild aufzubauen, trauten sie sich wenig später, die ersten Kirchen aus Stein zu errichten.»*

Alfred Wyser

[1] Magdalena Maczynska, Die Völkerwanderung, Geschichte einer ruhelosen Epoche, Artemis Verlag, Zürich 1993.

Die Waldheimer Prozesse

Ein Kapitel DDR-Justiz

Die berüchtigten Waldheimer Prozesse waren, wie der Potsdamer Historiker *Wolfgang Eisert* in der ersten Monographie über jene Geschehnisse in der sächsischen Kleinstadt schreibt, der wohl *«grösste Justizskandal»* in 40 Jahren DDR-Geschichte[1]. Es handelte sich bei ihnen *«um rechtswidrige Massenaburteilungen in Schnellverfahren vor unzulässigen Sondergerichten (...), um unter dem Vorwand der Aburteilung gefährlicher Nazi- und Kriegsverbrecher potentielle, dazu erklärte oder tatsächliche politische Gegner zu terrorisieren und in Gefängnisse oder Zuchthäuser einzusperren»*. Die Arbeit, die sich hauptsächlich auf wiederaufgefundene Akten aus dem Zentralen Parteiarchiv der SED, aus dem Innenministerium der DDR sowie auf Erlebnisberichte Betroffener stützt, bestätigt damit die Ergebnisse einiger Publikationen, die bereits vor der «Wende» 1989 in der Bundesrepublik erschienen waren. Freilich bietet Eisert mehr als einen Abklatsch bekannter Fakten. Er vervollständigt mit seiner Darstellung das Wissen um den Ablauf der Ereignisse in Waldheim und kann hier und da Details in das Mosaik der Prozesse einfügen. Manches, was bisher nur vermutet wurde, kann nun durch erstmals veröffentlichte Dokumente bestätigt werden. Es finden sich Aktenvermerke über die Vorbereitung der Prozesse, Beurteilungen der Richter, Gesuche auf Freilassung einzelner Häftlinge, Spitzelberichte, Auszüge aus Häftlingsakten usw.

Mit der Auflösung der letzten drei sowjetischen NKWD / MWD-Speziallager Buchenwald, Sachsenhausen und Bautzen im Jahr 1950 wurden die Inhaftierten der Deutschen Volkspolizei überstellt, darunter 3442 Gefangene, die meist seit 1945 ohne Gerichtsurteil festgehalten worden waren. Sie sollten nun als gefährliche NS- und Kriegsverbrecher von einem Gericht der DDR abgeurteilt werden. Beweise einer individuellen Schuld lagen in den meisten Fällen nicht vor. Ob die konstruierten Vorwürfe überhaupt zutrafen, blieb in den Verfahren gleichsam ungeprüft – von der Suche nach entlastenden Momenten bzw. der Vernehmung von Entlastungszeugen ganz abgesehen. Von den über 3400 Häftlingen waren nach Eiserts Auflistung 700 Funktionäre der NSDAP, 680 Angehörige von SA, SS, Gestapo oder SD und 400 Polizisten gewesen, wovon die überragende Mehrheit nachgeordnete Positionen bekleidet hatte. Es galt grundsätzlich das Kollektivschuldprinzip. Die Tatsache der Verurteilung stand schon vor Gerichtsbeginn fest, schreibt der Autor. Es ging stets nur um die Höhe der Strafzumessung. Verantwortlich dafür war die SED: *«Auf der Grundlage der heute zugänglichen Akten lässt sich eindeutig belegen, dass alles, was in Waldheim geschah, auf Weisungen der SED-Führung erfolgte und W.(alter) Ulbricht dabei die Hauptverantwortung trug.»*

Über die Auswahl der Richter wurde in einem Eignungsgespräch mit den Kandidaten im Zentralsekretariat der Partei entschieden. Die Wahl fiel auf jene, die als politisch zuverlässig galten und die Bereitschaft erkennen liessen, die von der SED vorgegebene Linie konsequent und hart durchzusetzen. Ihnen wurde unmissverständlich klargemacht, dass ihr Einsatz als *«politische Aufgabe»* anzusehen sei. Nachdem innerhalb weniger Wochen die Anklageschriften der 3400 Inhaftierten geschrieben worden waren – ihre «Basis» bildeten die Protokolle, die die Sowjets 1945 und später in den Internierungslagern unter unhaltbaren Bedingungen hatten anfertigen lassen –, konnten die Waldheimer Prozesse am 26. April 1950 beginnen. Das Pensum von zehn Verhandlungen am Tag pro Strafkammer wurde anfangs noch nicht erreicht. Um solche Anlaufschwierigkeiten zu meistern – auch was die Höhe der Strafen betrifft –, wurde unter Anleitung der SED eine «Kommission» vor Ort gebildet. Richter und Staatsanwälte, die sich nicht an die politische Linie der Partei hielten, mussten sich vor ihr verantworten. Besonders hart traf es ehemalige Mitglieder der KPD und SPD, wenn sie in die Mühle der Waldheimer Prozesse gerieten. Man warf ihnen vor, im Dritten Reich nicht am antifaschistischen Widerstand beteiligt gewesen zu sein. Damit seien sie des «Klassenverrats» schuldig geworden. Tatsächlich hatten sich die Betroffenen gegen Anweisungen der Sowjetischen Militäradministration (SMAD) ausgesprochen, was ihnen dann zum Verhängnis wurde. Wer die Entwicklung in der SBZ kritisierte, galt als Feind. Unbequeme Leute in den eigenen Reihen konnten so mundtot gemacht werden. *Helmut Brandt,* CDU-Staatssekretär im DDR-Justizministerium, der zufällig von den Waldheimer Prozessen erfuhr, musste seine Kritik an den Ereignissen teuer bezahlen. Er wurde im September 1950 verhaftet und in einem Geheimprozess zu 14 Jahren Zuchthaus verurteilt.

Die Bevölkerung erfuhr offiziell erst am 17. Juni 1950 durch eine Pressemitteilung, dass in Waldheim Prozesse stattfanden – nachdem die meisten schon

beendet waren. Am 20. Juni begannen dann publikumswirksame Schauprozesse. Ursprüngliche Überlegungen gingen dahin, 40 bis 60 geeignete Fälle auszuwählen, um vor aller Öffentlichkeit zu zeigen, welche gefährlichen NS- und Kriegsverbrecher sich in Waldheim zu verantworten hatten. Tatsächlich waren es dann nur zehn Prozesse, die – wegen ausreichender Beweislage – öffentlich geführt werden konnten. Selbst diese Verfahren, bei denen die Schuld der Angeklagten offenkundig gewesen sei, erfolgten nicht nach rechtsstaatlichen Grundsätzen, schreibt Eisert – von den übrigen Prozessen ganz abgesehen: *«Bei Beamten, Angestellten, Angehörigen der Polizei, Personen aus dem Bereich der Wirtschaft sowie aus Kunst und Kultur lautete die Begründung stets – ‹hat durch seine Stellung und Tätigkeit die nationalsozialistische Gewaltherrschaft wesentlich gefördert›. Konkrete Fakten für diesen ‹Tatbestand› finden sich kaum. Das Strafmass betrug in solchen Fällen zehn bis 25 Jahre Zuchthaus, aber auch lebenslängliche Haft und Todesstrafen kamen vor.»*

Die Bilanz der Prozesse kann sich sehen lassen. In 154 Revisionsverfahren wurden die Strafen erheblich erhöht(!), dafür in fünf von 31 Fällen Todesstrafen aufgehoben, zwei weitere nicht vollstreckt, weil ein Häftling vorher verstarb und ein zweiter an die Tschechoslowakei ausgeliefert wurde. Damit kam es zu 24 Hinrichtungen, die im November 1950 vollstreckt wurden. Die meisten Angeklagten, etwa 2000, traf ein Urteil von 15 bis 25 Jahren Freiheitsentzug; 150 erhielten lebenslänglich, 950 wurden zu 10–14 Jahren verurteilt. Schon 1952 setzte eine erste Entlassungswelle ein, weil Walter Ulbricht dies für *«zweckmässig und in politischer Hinsicht für vorteilhaft»* hielt, so dass bis 1956 ein Grossteil der «Waldheimer» wieder frei kam. Sie hatten ihre Schuldigkeit getan – auch die 470 Häftlinge, 13 Prozent, die in der Haft gestorben waren. Nachdem Eisert die Arbeiten an seinem Buch abgeschlossen hatte, wurden in einem Berliner Archiv die Prozess- und Untersuchungsakten aus Waldheim gefunden. Das Thema wird uns also erhalten bleiben. Die neuen Dokumente werden manche bisher noch unbeantwortete Fragen, etwa die nach der Art der Hinrichtungen, beantworten können. An der grundsätzlichen Einschätzung der Waldheimer Prozesse dürften sie nichts mehr ändern.

Ralf Altenhof

[1] Wolfgang Eisert: Die Waldheimer Prozesse, Der stalinistische Terror 1950, Ein dunkles Kapitel der DDR-Justiz, Bechtle Verlag, Esslingen, München 1993.

Soziale Marktwirtschaft als Chance

Ein Ordnungsruf von Hans Letsch[1]

Der Autor, der aus einer reichen Lebenserfahrung im Gebiet der eidgenössischen und kantonalen Politik, der Verwaltung, der Wirtschaft und der wissenschaftlichen Lehre schöpfen kann, hat die alte, zum Teil verschüttete Er-

kenntnis wieder hervorgeholt, dass die freie Entfaltung unternehmerischer Tätigkeit sich als der einfachste Weg zum Wohlstand aller erweist. Privateigentum, Vertragsfreiheit, freie Preisbildung und zugelassenes Gewinnstreben sind der Weg, auf dem die Ziele einer freien Wirtschaft in einer freien Gesellschaft erreicht werden können.

Weltverbesserern, die in altruistischer Einstellung Gewinne als «unanständig» empfinden, ist entgegenzuhalten, dass die Gewinne von heute die Grundlage für die Investitionen und Arbeitsplätze von morgen sind.

Aber die soziale Komponente? Sie wird auch in der Sozialen Marktwirtschaft und vor allem in der «Tauschgerechtigkeit» der freien Märkte und in der mit der Wettbewerbswirtschaft gewährten Chance geortet, durch eigene Leistung für sich und die Seinen den Lebensunterhalt zu verdienen, ja zu einigem Wohlstand zu gelangen.

Die Soziale Marktwirtschaft – und das ist das Kennzeichen, das sie von einem *«Laissez-faire-Liberalismus»* unterscheidet – kümmert sich auch um die Mitmenschen, die unverschuldet in soziale Not geraten sind.

Im übrigen hat der Staat nur den Rahmen für ein erspriessliches Wirtschaften zu gewährleisten. Das muss genügen und grenzt diese Wirtschaftsform vom «Sozialstaat» ab, der sich – siehe die eidgenössische Gebrauchsanweisung für gute und schlechte Tage – den Luxus leistet, nach allen Seiten Wohltaten auszuteilen.

Die Richtigkeit eines marktwirtschaftlich orientierten Sozialsystems wird nicht nur mit rationalen Überlegungen «bewiesen». Ebensosehr wird sie mit ethischen Grundsätzen untermauert. Nämlich damit, dass die Freiheit des Menschen hochgehalten wird, die Freiheit, sich selbst sein zu dürfen. Statt – wie es dem vom Staat gegen alle Ecken und Kanten abgedeckten Bürger geschieht – gewissermassen unter Vormundschaft gestellt zu werden und sich so in seinen Schwächen ausgenützt vorkommen zu müssen, übernimmt der Freie für sich die Selbstverantwortung. Dass dieses System funktioniert, setzt allerdings ein intaktes Verantwortungsbewusstsein voraus. Es ist, wie *Letsch* sich ausdrückt, auf *«Menschen mit durchschnittlicher Moral»* angewiesen. «Finanzhaie», bei denen die Eigenverantwortung zu nacktem Eigennutz entartet, stören die Kreise.

Im speziellen zweiten Teil des Buches wird für wichtige Anwendungsbereiche illustriert, wie und wo heute für die soziale Sicherheit ein zu hoher Preis bezahlt wird: Verkehrspolitik, Energiepolitik sowie – besonders kritisch – Finanz- und Steuerpolitik.

In einem dritten Teil werden Licht und Schatten der politischen Willensbildung abgehandelt. Es wird hier einem in seiner Mehrheit bürgerlich zusammengesetzten Parlament der Vorwurf nicht erspart, den Kompromiss mit dem politischen Gegner an den Anfang zu setzen, statt ihn nur soweit zu suchen, als er für ein erspriessliches Zusammenleben unabdingbar ist. Ein Appell zu freiwilliger Selbstbeschränkung, Genügsamkeit und Einfachheit leitet über zu einer Warnung, auf den so ganz anderen «Geist von Brüssel» einzuschwenken, was keineswegs einem Sich-Abschliessen gegenüber Europa und der übrigen Welt gleichzustellen wäre. Letsch bringt mit dieser Erkenntnis eine positive, ja stolze Einstellung zu unserer Kleinstaatlichkeit zum Ausdruck, die kritische Äusserungen, wie sie an der Führung dieses eidgenössischen Staates gemacht werden, übertönt. Diese Kritik sei noch

einmal in einem kurzen Zitat von *Abraham Lincoln* zusammengefasst, das Letsch als Motto seinem Buch vorangestellt hat.

«Ihr werdet die Schwachen nicht stärken, indem Ihr die Starken schwächt. Ihr werdet denen, die ihren Lebensunterhalt verdienen müssen, nicht helfen, indem Ihr die ruiniert, die sie bezahlen. Ihr werdet keine Brüderlichkeit schaffen, indem Ihr Klassenhass schürt. Ihr werdet den Armen nicht helfen, indem Ihr die Reichen ausmerzt. Ihr werdet mit Sicherheit in Schwierigkeiten kommen, wenn Ihr mehr ausgebt, als Ihr verdient. Ihr werdet kein Interesse an den öffentlichen Angelegenheiten und keinen Enthusiasmus wecken, wenn Ihr dem einzelnen seine Initiative und seine Freiheit nehmt. Ihr könnt dem Menschen nie auf die Dauer helfen, wenn Ihr für sie tut, was sie selber für sich tun sollten und könnten.»

Arnold Fisch

[1] Hans Letsch: Soziale Marktwirtschaft als Chance, Die Schweiz auf dem Prüfstand, Sauerländer, Aarau 1992.

Hinweise

Die Odyssee – als Comic gezeichnet

Die Zeichnerin (die zur Formulierung der Textkürzel die Mitarbeit *Zorka Brzonovas* beizog), hat unter dem Pseudonym *Frida Bünzli* seit Jahren schon Comics gezeichnet und veröffentlicht, im Tagblatt der Stadt Zürich, in der WoZ und anderswo. Ihre erste Buchveröffentlichung ist – der Altphilologe wird dreimal leer schlucken – die altehrwürdige Geschichte von den Leiden des Helden Odysseus. Nausikaa hüpft barfuss mit dem Ball über den Sand des Strandes, der schiffbrüchige Odysseus begegnet ihr in seiner ganzen Blösse, und wenn er später am Hof des Alkinoos zu erzählen beginnt, vom hölzernen Pferd und von der Rückkehr, *«oh es war grauenhaft!! Seufz!»*, kann man sich schon fragen, ob die Form des Comics zu leisten vermöge, was hier zu vermitteln wäre. Vermittelt wird ein Spektakel, etwa wie Odysseus den Polypem überlistet, oder wie er schliesslich die Freier aus seinem Hause vertreibt. Die farbigen Zeichnungen sind ausdrucksstark in der Art dieser Kunst, in der das *«Ujahaha!»* und das *«Bonk!»* die artikulierte Sprache ersetzen, Schadenfreude und Hass nicht verbalen, sondern bildlichen Zeichen zu entnehmen sein müssen. Der Verlag, der die «Bibliothek der alten Welt» geschaffen hat, nimmt sich (folgerichtig?) dieses Werkleins an: es ist im *Artemis Verlag, Zürich* soeben erschienen.

«Der Mediterran»

Predrag Matvejevic ist in einer Stadt geboren, die eben jetzt traurige Schlagzeilen macht, in Mostar, Bosnien-Herzegowina. Er ist Professor sowohl in Zagreb wie an der Sorbonne, er ist Literat und Vizepräsident des Internationalen PEN, und er hat ein Mittelmeerbrevier geschrieben, eben den *«Mediterran»*, von dem *Claudio Magris* im Vorwort zur

deutschen Ausgabe sagt, er sei *«eine Philologie des Meeres»*. Geschichte, Geographie, Völkerkunde, vergleichende Wissenschaft im umfassenden Sinn sind hier in ein Buch eingegangen, das die Vielfalt und Gegensätzlichkeit als den Reichtum des Mittelmeerraums beschreibt, als das Einigende und Gemeinsame. Und das Geringste ist dabei nicht ausgenommen. Matvejevic bezieht zum Beispiel auch die charakteristischen Gerichte, den Fisch von Pomponna, Turiner Paprika, Türkischen Weizen, maghrebinische Wüstensuppe oder das Elixier der vier Gauner aus Marseille mit den Ingredienzien Majoran, Rosmarin und die Nulla-Campana-Wurzel, die am Meer wächst, in seine Bestandesaufnahme ein. Das Buch ist eine unerschöpfliche Quelle für jeden, der das Mittelmeer nicht nur als Urlaubsort, sondern als Kulturraum erlebt *(Ammann Verlag, Zürich 1993).*

Gott und die Wissenschaft

Jean Guitton, ein Schüler *Bergsons* und Professor der Philosophie, einer der bedeutendsten christlichen Philosophen unserer Zeit, seit 1961 Mitglied der *Académie française,* stellt sich in diesem Buch dem Dialog mit zwei jüngeren Naturwissenschaftlern, den Physikern *Grichka* und *Igor Bogdanov.* Wesentliche Fragen werden gestellt, Antworten erwogen. Kann man Transzendenz mit Mitteln der Physik erklären? Muss eine Präsenz des Geistes in der Materie angenommen werden? *«Warum gibt es etwas und nicht nichts?»* Ausgangspunkt sind die Erkenntnisse über den «Urknall», dessen physikalische Bedingungen genau beschrieben werden: Wenige Milliardstel Sekunden genügen, das Universum um den Faktor 10^{50} anschwellen zu lassen. Die unvorstellbare Rasanz dieses Anfangs, für den auch die Physiker den Ausdruck «Schöpfung» verwenden, bringt mit der Ausdehnung des Alls eine Verlangsamung der Vorgänge. Fortan haben wir mit Jahrmillionen zu rechnen. Aber die Wissenschaft scheint ausserstande, irgend etwas Vernünftiges über den uranfänglichen Moment zu sagen, über den Augenblick eben, an dem noch nichts geschehen war. Das Auftauchen des Universums lässt sich wissenschaftlich nicht erklären. Das Gespräch des Philosophen und der zwei Physiker bewegt sich sozusagen am *«metaphysischen Rand des Realen». (Artemis & Winkler Verlag München).*

Goethes Christiane

Der Klatsch und die Missgunst der Weimarer Damen, unter denen sich Lotte Schiller und die verschmähte Frau von Stein besonders unrühmlich hervorgetan haben, bewirkten immerhin, dass auch die Nachwelt Goethes Geliebte und Gefährtin zumindest als eine kuriose und gar als eine genierliche Figur in der Biographie des Genies empfunden hat. Dabei sind die Aussagen des Dichters, seine herzliche Zuneigung und Verbundenheit mit Christiane Vulpius, einem Naturkind, ganz einfach und unmissverständlich; und vollends wenn man sich mit den unmittelbaren Lebenszeugnissen Christianes etwas näher vertraut macht, stellt sich Bewunderung ein. *Eckart Klessmann* kommt das Verdienst zu, eine erfrischende Ehrenrettung für das Naturkind geschrieben zu haben, welches *«das Pech hatte, unter die Intellektuellen zu fallen».* Die Lebensfreude, die Christiane zu spenden vermochte, ihre spontane und gesunde Erotik, die im steifen und ver-

klemmten Weimar anstössig wirken musste, ihr natürlicher Takt und die herzerfrischende Art, wie sie sich auch in Briefen auszudrücken wusste, obgleich sie ungern schrieb und sich ihrer mangelnden Schulbildung schämte, das alles sind Eigenschaften, die ihren menschlichen Rang bestätigten. Sie tanzte gern und trank, übrigens wie Goethe auch, ihr tägliches Quantum Wein. Sie war lebensklug und dem Mann an ihrer Seite eine Geliebte und Ehefrau, die ihn – bei aller Gegensätzlichkeit – glücklich machte. Eckart Klessmann verhehlt seine Sympathie für Christiane nicht und überträgt sie auf den Leser. Die Damen Schiller und von Stein dagegen kommen weniger gut weg, wahrscheinlich zu Recht *(Artemis Verlag, Zürich 1993).*

Das Europa der Aufklärung

Unter dem Motto «Europa bauen» erscheint – herausgegeben von *Jacques Le Goff* – gleichzeitig in den Verlagen *C. H. Beck, München, Basil Blackwell, Oxford, Critica, Barcelona, Laterza, Rom-Bari* und *Le Seuil, Paris,* eine Buchreihe, die Grundlagen und Möglichkeiten der Gestaltung Europas zum Thema hat. Das Trennende und Widersprüchliche soll nicht verschwiegen werden; aber das Gemeinsame und letztlich die Idee Europas sollen in allen Beiträgen zu dieser Reihe sichtbar werden. Dem Berner Historiker *Ulrich Im Hof* wurde dabei die Aufgabe zuteil, «Das Europa der Aufklärung» darzustellen. Er geht dabei systematisch vor, charakterisiert das Zeitalter zunächst in seinen Hintergründen und objektiven Fakten, zeigt die Gesellschaft in ihrem Wandel. Fürstliche Höfe, Adel, Geistlichkeit, städtisches Bürgertum und Bauernschaft werden beschrieben, sodann die «Träger der Aufklärung», Akademie und Salon, Lesegesellschaften, die Freimaurer, die Zeitschriften und Bücher. Dann zeigt die Darstellung die Konsequenzen auf, den Weg zu den Menschenrechten, zur Wirtschaftsfreiheit, und – vor allem – die Auswirkungen der neuen Zeit auf Erziehung, Schule und Volksaufklärung. Dass die Befreiung aus alten Zwängen schliesslich auch, und dies nicht zuletzt wegen der traditionalistisch-gouvernementalen Reaktion, zu Radikalisierungen und Revolutionen geführt hat, rundet den allgemein verständlichen, klar geschriebenen Essay ab. Es ist Ulrich Im Hof gelungen, trotz der Grösse und Weitläufigkeit des Themas ein konzentriertes Bild der europäischen Epoche der Aufklärung zu zeichnen.